

torale Leitlinien auch für Taufgespräche mit Einzelfamilien, wie sie hierzulande der Regelfall sind, richtungsweisend. Damit allerdings liturgische Texte wie das erste Formular der Taufwasserweihe klar werden lassen, „dass Liturgie ... dazu angetan ist, Leben zu erschließen und es transparent zu machen auf den hin, der alles Leben trägt und erhält“ (265f), dazu muss ein sehr hohes Maß an Bereitschaft zur Katechese gegeben sein. Im Rahmen der von der Autorin nicht näher beschriebenen „Taufgespräche von Elterngruppen“ ist dies offensichtlich gegeben. Wie damit umzugehen ist, wenn dieses fehlt, das ist eine andere Frage. Hofrichters Forschungsergebnis ist respektabel und beachtenswert – sowohl als Beitrag zur Theorie der Gemeindekatechese als auch (im Grundsätzlichen) für die Praxis des Taufgesprächs.

Linz

Christoph Baumgartinger

■ POTT MARTIN, *Kundenorientierung in Pastoral und Caritas?* Anstöße zum kirchlichen Handeln im Kontext der Marktgemeinschaft. (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik, Bd. 9). LIT Verlag, Münster 2001. (496) Pb.

Von den einen als neue Heilsbotschaft propagiert, von anderen als Verrat an der Sache Jesu verdammt – die Übernahme betriebswirtschaftlicher Begriffe in die kirchliche Sprache sorgt derzeit für heiße Auseinandersetzungen. Jenseits billiger Klischees geht die vorliegende Arbeit, der eine Dissertation an der Universität Tübingen zugrunde liegt, der Frage nach, wieweit der Begriff Kundenorientierung brauchbar oder sogar hilfreich für die Pastoral sein könnte.

Eine der großen Stärken der Arbeit ist zweifellos das Bemühen, kirchlich-gemeindliches Leben und Caritasarbeit gemeinsam zu sehen. Ja, Martin Pott kommt zu dem Schluss, dass gerade die Metapher des Kunden geeignet ist, eine gemeinsame Handlungsperspektive zu bieten, die den vielfältigen Erwartungen der Menschen an ‚Kirche‘ und ‚Caritas‘ gerecht wird und die jeweiligen Kräfte und Kompetenzen in ihrem Interesse bündelt.

Nach einer einführenden Analyse zur gesellschaftlichen Situation und der Stellung des Subjekts in einer ‚radikalisierten Moderne‘ erläutert er den Begriff der Kundenorientierung anhand aktueller Literatur zum Dienstleistungsmarketing. ‚Kundenorientiertes Beziehungshandeln‘ stelle „sowohl für den Dienstleistungssektor insgesamt wie die Kirchen im Speziellen eine Herausforderung hinsichtlich nicht-manipulativer und partizipativer Kommunikationsformen dar“,

(98) lautet sein Schluss. Mit dem Begriff der Beziehung lässt sich auch eine Brücke zur biblischen Botschaft und zur Praxis Jesu herstellen.

Ausführlich zeigt er auf, wie Menschen ihr Verhältnis Kirche und Caritas gegenüber heute tatsächlich nach den Plausibilitäten einer Marktgemeinschaft gestalten, sich wie Kunden verhalten. Martin Pott plädiert dafür, mit Differenzierungen „Kundenorientierung“ als hermeneutisches Prinzip der Praktischen Theologie“ (222) einzuführen. Dass dies produktiv sein kann, zeigt er nicht nur an unterschiedlichen Pastoral-konzeptionen auf, sondern auch an ganz konkreten Kooperationsprojekten von Pastoral und Caritas in deutschen Diözesen – ein Anliegen, das er mit großem Engagement vertritt und das sich wie ein roter Faden durch die Arbeit durchzieht.

Martin Pott gibt eine solide Orientierung im Umfeld der gegenseitigen Anfragen von Praktischer Theologie und sozial- beziehungsweise wirtschaftswissenschaftlicher Theoriebildung. Die Arbeit ist gründlich recherchiert und eine wahre Fundgrube für jeden, der aktuelle Literatur zu diesem Themenfeld sucht. In der differenzierten Weise, wie der Autor die Kunden-Metapher verwendet, klingt seine Argumentation durchaus plausibel. Ob sich der Kundenbegriff allerdings in der pastoralen Praxis in der Breite durchsetzen wird, wie er hier verwendet wird, ist zu bezweifeln, denn dort dürfte das Verständnis des Begriffs eher von der Alltagssprachlichen Verwendung geprägt sein und damit doch emotionale Widerstände hervorrufen.

Auf welchen Kundenkreis hin dieses Buch orientiert ist? Wohl eher auf ein fremdwortgeeichtes Publikum im Feld theologischer Wissenschaft als auf Praktiker in Pastoral und Caritas. Hier ist es in jedem Fall ein wichtiger Beitrag zu einer Versachlichung der Diskussion.

Linz

Markus Lehner

■ SCHNEIDER SEBASTIAN *Für eine Pastoral der Aufmerksamkeit.* Der Beitrag des Pastoralseminars für eine subjektfördernde Seelsorge. (Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge Band 44) Echter, Würzburg 2000. (319) Kart.

Es scheint schwerer geworden zu sein, Menschen über längere Zeit hinaus an die Gemeinde zu binden. Auswählen und selbstbestimmt unverbindlich bleiben, gilt als eine besondere Qualität des Lebens. Es erfordert immer mehr Kraft und Phantasie, sich im passageren Verhalten der Menschen so zu platzieren, dass das Besondere der christlichen Botschaft wahr- und aufgenommen werden kann. Einen interessanten und vielver-

sprechenden Versuch in der kirchlichen Erwachsenenbildung Österreichs, der Kirchenberufung der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen in den christlichen Pfarrgemeinden auf die Spur zu kommen und sie auf dem Weg ihrer Subjektwerdung zu fördern und zu begleiten, stellt das Pastoralseminar dar, das seit 1988 auf Initiative von österreichischen Seelsorge- beziehungsweise Pastoralamtsleitern entwickelt und seit nunmehr über zehn Jahren durchgeführt wurde.

In seiner Dissertation zeichnet der seit 1994 tätige und gegenwärtige Geschäftsführer der Österreichstelle des Pastoralseminars Sebastian Schneider die Entwicklungsgeschichte, die lehramtliche und theologische Grundlegung sowie das Selbstverständnis und die Platzierung des Seminars im gegenwärtigen Kontext der kirchlichen Erwachsenenbildung nach.

Schneider legt die krause Entwicklungsgeschichte dieser engagierten und ernsthaften Initiative der für die Gemeindeentwicklung in Österreich Verantwortlichen an Hand der Sitzungsprotokolle und Konzepte dar und zeigt, wie Beharrlichkeit und Überzeugungskraft auf dem langen Weg durch die Institutionen nicht zu einem Kompromissprodukt mit dem kleinsten gemeinsamen Nenner führen müssen, sondern im Wettstreit der besseren Argumente und der eingebrachten Erfahrungen zu einem respektablen Ergebnis führen können. Es ist spannend zu lesen, wie resistent die Initiatoren der nachkonziliaren Gemeindeerneuerung den Versuchungen widerstanden, mit dem Goldhintergrund der biblischen und konziliaren Kirchenbilder die oft armselig-alltägliche Wirklichkeit der real existierenden Pfarrgemeinden zu übertünchen oder ideologisch zu missbrauchen, aber auch nicht in eine neugierdelose Bunkermentalität verfallen sind, die das Hoffnungspotential und die Spannungskapazität einer „lebendigen Christengemeinde“ verrät.

Die theologische Grundlegung des Pastoralseminars wird an Hand der Stichworte „Subjektwerdung“, „Zeichen der Zeit“, „Communio“ und „Evangelisierung“ vorgenommen. Hier sei nur das erste Element unterstrichen. Bei der Aufmerksamkeit für den Einzelnen muss in der Tat alles in der Pastoral beginnen. Und zwar aus einem doppelten Grund: erstens besteht die charakteristische Not des Menschen in der sogenannten freien Welt darin, dass er als Einzelner austauschbar geworden ist, nichts gilt, genau um die Chance der Freiheit und Selbstverwirklichung betrogen wird, die ihm diese Gesellschaft verspricht. Zweitens sind wir gerade als katholische Christen aufgrund unserer überlieferten Kirchenfrömmigkeit immer in der Gefahr, den Einzelnen von vornherein dem Ganzen unterzu-

ordnen, seine Freiheit sofort zum Wohl des Ganzen zu vereinnahmen. Besonders die Prediger sind geneigt, mit den biblischen Bildern vom »Leib« und vom »Haus« sogleich die Vorstellung zu verbinden, der Einzelne sei ja nur ein »Glieð« und nur ein »Stein«, obwohl es Paulus, wenn er diese Bilder braucht, nicht um die Unterordnung des einzelnen unter das Ganze geht, sondern um die wechselseitige Bedeutung der Glieder füreinander und um die Erbauung dieses Hauses aus den Steinen auf dem einen Fundament und Grundstein, der Jesus Christus heißt.

Die christlichen Gemeinden sind ja keine pastoralen Hochleistungsbetriebe, keine Maschinerie, in die oben der Zeitgenosse als „input“ hineingeworfen, durch die Zentrifuge des Weltkatechismus gedreht wird, und unten kommt er als „output“ bekehrt heraus. Solange wir uns nur um eine Verlebendigung der Gemeinden mühen, weil wir eine erneuerte Kirche wollen, arbeiten wir nicht dem Reich Gottes zu, in dem es doch darum geht, dass durch unsere Gemeinden ein Schimmer vom Glanz Gottes aufleuchte, damit alle, die danach suchen, durch Seine Nähe atmen können.

Das letzte Kapitel der Arbeit Schneiders ist eine Art Summarium, das die Ernte aus den vorhergehenden Überlegungen einbringt. Es beschreibt das Pastoralseminar in seiner Praxis und Zielsetzung als „Schule der Aufmerksamkeit“ und plädiert energisch für diesen Ansatz, der die Kraft gibt, „die lebensförderliche Botschaft des Evangeliums in die verschiedenen Lebenswelten der Gemeinden hinein weiterzutragen“ (275).

Das Pastoralseminar ist ein lebendiges und gelungenes Beispiel, nicht der allgegenwärtigen Versuchung des Einigelsns noch des Durchwurstelns zu erliegen, sondern vielmehr die Not der Stunde als Lern- und Veränderungschance zu begreifen. Jede Situation ist unmittelbar zu Gott und bedarf der Präsenz des Christlichen, und zwar der praktischen, wirklichkeitswilligen, der nüchternen und aufmerksamen. Es gilt, die positiven Aspekte der gegenwärtigen Situation von Kirche und Gesellschaft wahrzunehmen und herauszuarbeiten.

Die Arbeit von S. Schneider entreißt die Bemühungen von engagierten und hoffnungstarken Pionieren auf dem Weg der christlichen Gemeinden in das 3. Jahrtausend dem Vergessen und ist ein respektabler Beitrag zur Spurensuche auf diesem Weg, dessen Wegzeichen sind: eine neue Einstellung zur Würde und Freiheit, die Gott einem jeden von uns zugedacht hat, eine neue Sicht der Gemeinde als eines Ortes, an dem wir unter Gottes Augen Menschen werden dürfen, und eine neue Aufmerksamkeit der Seelsorger/innen gegenüber den eigenen und fremden

Lebensgeschichten. Allerdings kann der Eindruck, dass sich in der Arbeit auch die theologische Schwäche der konkreten Gemeinden widerspiegelt, nicht gänzlich verwischt werden.

Linz

Peter Hofer

global responsibility might have its beginning in listening to the voices from the South, what we, participants of a discourse in the North, have not yet sufficiently learned" (228).

Linz

Franz Gmainer-Pranzl

PHILOSOPHIE

■ GRANESS ANKE – KRESSE KAI (Hg.), *Sageacious Reasoning*. Henry Odera Oruka in memoriam. Peter Lang, Frankfurt. (268) Kart.

Henry Odera Oruka, geboren 1944 in Kenia, war einer der bekanntesten Philosophen Afrikas, der vor allem durch sein Projekt einer „sage philosophy“ Interesse weckte. Der Anlass, einiger seiner Texte herauszugeben, war leider ein trauriger: Am 9.12.1995 kam Oruka bei einem Unfall in Nairobi ums Leben. Um das Denken dieses engagierten Philosophen zu würdigen, haben Anke Graness und Kai Kresse diesen Sammelband gestaltet. Der erste Teil (23–138) enthält Beiträge Orukas aus den Jahren 1972–1995; der zweite Teil (139–249) bringt Aufsätze, die sich mit einzelnen Anliegen der Philosophie Henry Odera Orukas auseinandersetzen. Am Ende des Buchs finden sich ein Interview mit Prof. Oruka (251–260), eine Bibliographie (261–265) und ein Autorenverzeichnis (267–268).

Neben der Beschäftigung mit gesellschaftspolitischen Fragen (und deren philosophischen Implikationen) widmete sich Oruka vor allem dem Anliegen der „sage philosophy“, das heißt den „Lebensweisheiten“ traditioneller Kulturen, wie sie in Sprichwörtern, Mythen und Erzählungen zum Ausdruck kommen. Dabei ist vor allem Feldforschung gefragt: Oruka und sein Team interviewten viele Frauen und Männer, die in ihren Stämmen als weise gelten, und versuchten, aus diesen Gesprächen Ansätze zur Entwicklung einer lebensweltlich und weisheitlich geprägten Philosophie zu gewinnen. Ohne diese „basis questions of human life and nature“ (65) unvermittelt mit professioneller Philosophie gleichzusetzen, gelang es Oruka, neben der ethnozentrischen Verweigerung gegenüber dem westlichen Denken sowie der (neo)kolonialistischen Unterwerfung unter europäische Normen die „sage philosophy“ als einen dritten Weg authentischer afrikanischer Philosophie zu etablieren. Für die Anliegen interkultureller Philosophie ist die Auseinandersetzung mit dem Lebenswerk Henry Odera Orukas auf jeden Fall ein großer Gewinn, und auch für die Theologie mag der Hinweis Ulrich Lölkes gelten: „One attempt to a

■ HONNEFELDER LUDGER/KRIEGER GERHARD (Hg.), *Philosophische Propädeutik*. Band 1: Sprache und Erkenntnis. (UTB 1822) Ferdinand Schöningh, Paderborn 199. (316) Kart.

Mit diesem Werk liegt der erste Band einer „Philosophischen Propädeutik“ vor, die sich am Theologiestudium orientiert und in grundlegende Themen und Methoden der Philosophie einführen will. Die Herausgeber sehen gerade im theologischen Denken „wie sonst nirgendwo eine Affinität zur philosophischen Betrachtungsweise“ (9); dementsprechend wichtig ist es, dass sich die Theologie ein Problembewusstsein zu eigen macht, das sie zu einer kritischen und öffentlichen Auseinandersetzung befähigt.

Insgesamt kommen fünf Themenkomplexe zur Sprache: L. Honnefelder und M. Lutz-Bachmann reflektieren den Zusammenhang von *Philosophie und Theologie* (11–52). Die Relevanz philosophischer Vernunft für die Glaubensreflexion zeigt sich letztlich darin, dass „es zur Aufgabe der Theologie gehört, für das Wort Gottes einen Sinnbezug anzugeben, an den die Auslegung der Offenbarung anknüpfen kann“ (48). H. Brands und C. Kann geben eine Einführung in die *Logik* (53–117) und deren Geschichte sowie in die wichtigsten Systeme klassischer und nichtklassischer Logik. R. Teuwsen behandelt die Thematik der *Erkenntnislehre* (119–181); für die Theologie ist diesbezüglich sowohl die ausführliche Auseinandersetzung mit verschiedenen Wahrheits-theorien wichtig als auch der Hinweis auf die erkenntnistheoretische Eigenart des „Zeugnisses“, welches deutlich macht, dass eine existentielle Gewissheit nicht restlos in „Wissen“ überführt werden kann (vgl. 141). G. Jüssen stellt die Grundanliegen und wichtigsten Positionen der *Sprachphilosophie* (183–237) vor. Es zeigt sich einmal mehr, dass eine aufmerksame Auseinandersetzung mit der komplexen Realität menschlicher Sprache für die Theologie eine wesentliche Frage ist. Auch wenn sich die Theologie immer der „Unzulänglichkeit alles bloß definitorisch-präzisen ein- und abgrenzenden Wort- und Sprachgebrauchs“ (218) bewusst ist, kann sie die gegenwärtige Diskussion zur Sprachtheorie und -pragmatik – gerade in ihrer Bedeutung für ein Verständnis der Glaubenssprache! – nur ungestraft vernachlässigen. Im letzten Abschnitt des Buches geht G. Krieger auf einige Ansätze der